



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Henrik Ibsen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Henrik Ibsen



ein anderer Dichter des Auslandes hat in den letzten fünfzehn Jahren unsere litterarischen Kreise so sehr in Spannung gehalten wie der Norweger Ibsen; sein Name ist eine Zeit lang die Lösung in einer Fehde gewesen, in der zwar schon manches gute und auch manches schlechte, aber das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Der Widerstreit zwischen Naturalismus und Idealismus ist alt, so alt wie die Dichtkunst selbst, und wenn auch das Feldgeschrei mitunter ein anderes wird, und andere Streiter mit neuem Rüstzeug auf dem Plan erscheinen, so wird man doch bei scharfem Zusehen erkennen, daß der Gegenstand des Kampfes im Grunde derselbe geblieben ist. Denn jener Widerstreit, genauer gesagt der Versuch, ihn zu schlichten, ist das Treibende sowohl in der Gesamtentwicklung der Poesie wie in der Seele des Dichters.

Ibsens Werke haben vorübergehend die deutsche Kritik in zwei Lager geschieden, von denen das eine dem nordischen Dichter Weihrauch streute, das andre ihn aus vollen Schalen mit Spott und Hohn überschüttete. Aber das Hofianna der einen wie das Kreuzige ihn der andern ging übers Ziel hinaus, und es zeigte sich auch hier, daß wir von Freunden und Feinden gleich selten die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu hören bekommen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes weiß sich heute von jeder Befangenheit gegenüber dem Dichter Ibsen frei. Ehedem war es anders. Wozu es auch leugnen! In einer Zeit, wo gewisse Dichterkonzerne auf unserer Schaubühne ihr Geschäft machten, wo die ohne Schutz Zoll importirten Pariser Sittenstücke die Bretter, die sonst die Welt bedeuten, zu einem Konterfei der Halbwelt erniedrigten, wird mancher, dem der gute Ruf des deutschen Theaters naheging, in Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ die Vorboten einer neuen Blüte der dramatischen Kunst begrüßt haben. In dieser Hoffnung mußte sich bestärkt fühlen, wer des Dichters Entwicklung von ihren Anfängen an verfolgte, denn was er dabei entdeckte, war ein rastloses Ringen, ein kräftiges Weiterstreben auf einer, wie es damals schien, nach oben führenden Bahn. Aber dieses Vertrauen erhielt durch die im Jahre 1881 erscheinenden „Gespenster“ einen empfindlichen Stoß und ist nach einigen Schwankungen sieben Jahre später mit der „Frau vom Meere“ für immer versunken.

Ibsen ist 1828 in Skien, einer kleinen Stadt im südlichen Norwegen, geboren. Als er acht Jahre alt war, traf den Vater, der bis dahin zu den angesehensten Bürgern des Ortes gehört hatte, ein finanzieller Schlag, dessen Folgen die Kindheit und Jugend des Dichters verbitterten und auf seine geistige Entwicklung einen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben. Aber trotz der zerrütteten Verhältnisse wurde dem Knaben einige Jahre lang der Besuch der höhern Schule seiner Vaterstadt ermöglicht, bis er als Sechzehnjähriger nach dem Städtchen Grimstad übersiedelte, um bei einem Apotheker in die Lehre zu treten. Schon hier sehen wir ihn einige Jahre später außer von andern Dingen auch von der dramatischen Muse geplagt, und während er sich für die Aufnahme auf die Hochschule vorbereitete, entstand sein erstes Drama, der heimlich zur Nachtzeit geschriebne „Catilina.“ Dieses Stück, gleichsam ein Protest gegen die kleinlichen und verdrießlichen Verhältnisse, durch die der junge Apotheker-Poet seinen Willen und seine Fähigkeiten eingeeengt fühlte, erschien unter einem andern Verfasseramen zu Anfang des Jahres 1850 in Christiania; im März ging Ibsen selbst nach Christiania, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Auch hier war die Not seine Genossin, und nur vorübergehend scheuchte er sie von seinen Sohlen, als er sich auf den verständigen Rat eines Freundes zu einer heroischen That entschloß: er verkaufte den Ballen mit dem selbstverlegten „Catilina,“ von dem nur wenige Exemplare abgesetzt worden waren, an einen Krämer, der die saubern Blätter zum Einwickeln seiner Viktualien benutzte. Lange freilich wird die Flut, die auf diese Weise in den ebbegewohnten Beutel des Studenten gelangte, nicht vorgehalten haben, aber gute Freunde und gelegentlich ein Honorar für litterarische Arbeiten halfen über die schlimmsten Sorgen hinweg.

Das Examen mit seinen Nöten blieb Ibsen erspart, weil er im Jahre 1852 einer Berufung als Dramaturg an das Theater in Bergen Folge leistete. Hier blieb er bis zum Jahre 1857, dann vertauschte er seine Stellung gegen eine ähnliche am Norwegischen Theater in Christiania. Die Stücke, die er in jener Zeit verfaßt hat, offenbaren ein langsames, aber ununterbrochnes Wachstum seiner Technik, die Stoffe dagegen sind fast ausschließlich der Geschichte Norwegens entlehnt, und schon aus diesem Grunde haben sie für uns nur geringes Interesse. Doch verdient bemerkt zu werden, daß sich schon hier die Vorliebe des Dichters für weibliche Helden und problematische Ehen erkennen läßt, die ihm bis zu seinem jüngsten Drama herab noch manchen Streich gespielt und bei seinen Lesern viel Kopfschütteln und Kopfschmerzen verursacht hat. Nur auf das „Fest in Solhang“ und die „Nordische Heerfahrt“ wollen wir mit einigen Worten eingehen, weil sie die eben gemachte Bemerkung bestätigen und zugleich die Begabung des Dichters in einem besonders glänzenden Licht erscheinen lassen.

In beiden Stücken sind die Heldinnen mit ungeliebten Männern vermählt,

jahrelang haben sie ihr Leid getragen und verborgen, bis die Heimkehr des Geliebten die alte Blut von neuem ansacht und sie die verhassten Fesseln sprengen. Aber bei dieser Übereinstimmung des Kerns, welche Verschiedenheit in der Handlung, der Szenerie und der Charakteristik der Personen! Dort über Solhang, dem Sonnenhügel, wölbt sich ein lachender Himmel, dessen Glanz auch die Seelen der Menschen mit warmem Licht erfüllt.

Am Morgen wars beim Glockengeläut, —  
 Mich trieb's nach der Kirche zu gehen.  
 Die Vögel zwitscherten weit und breit,  
 Grün schimmerten Thal und Höhen.  
 Es lag ein Jubel rings in der Luft,  
 Auf allen Fluren und Wegen,  
 Und jede Blume sandte mir Duft  
 Aus ihrem Kelch entgegen.\*)

Dieser heitern Stimmung, die selbst das Leid der unglücklichen Margit nur für Augenblicke zu trüben vermag, entspricht die Lösung. Der heimgekehrte Gudmund gewinnt die jüngere Schwester seiner frühern Geliebten, während diese selbst, die mit dem Gedanken an den Tod des ungeliebten Gemahls gespielt hat, ihr frevelndes Verlangen, nachdem es sich ohne ihr Zutun erfüllt hat, unter dem Nonnenschleier zu büßen beschließt. In der „Nordischen Heerfahrt“ dagegen bedeckt ein düsterer Himmel die Landschaft, schwer waltet das Schicksal über den Menschen, und düstre Ahnungen durchziehen die Herzen der Zuschauer. Es ist die Geschichte von Siegfried und Brunhilde, die der Dichter in der Form, wie sie von der Wölsungasage überliefert wird, zu seinem Drama benutzt hat. Wuchtig wie die Schläge ihrer Streitart fällt das Wort der Männer, aber noch trotziger klingt es aus dem Munde der Hjördis, der es unter dem Dache ihres Gatten Gunnar zu enge wird, und die zuletzt sich und dem geliebten Sigurd den Tod giebt, weil sie die Last, die ihr die Mißgunst der Norne aufgebürdet hat, nicht weiterschleppen will. Diese Hjördis ist die Ahnfrau vieler Ibsenschen Frauengestalten, die Führerin einer langen Reihe, an deren Ende einstweilen das emanzipirte Fräulein Hilda im „Baumeister Solness“ steht.

Ibsen fand in dem ersten Jahrzehnt seines Schaffens unter seinen Landsleuten keineswegs ungetheilten Beifall, und obwohl er sich über manches mit demselben Humor hinwegsetzte, der einst den „Catilina“ unter's Volk gebracht hatte, so verletzte ihn doch in tiefster Seele die kühle Aufnahme seines wohlgemeinten Versuchs, ein Nationaldrama zu schaffen. Aus dieser bitteren Empfindung heraus schrieb er 1862 die „Komödie der Liebe.“ Mit scharfen

\*) Die angeführten Verse sind der Übersetzung von E. Klingensfeld entnommen. Die Übersetzung norwegischer Verse ins Deutsche bietet besondere Schwierigkeiten, deren Bewältigung keineswegs allen Übersetzern gelungen ist.

Waffen rückt er dem Philistertum auf den Leib und greift es an einem Punkte an, wo es nach seiner Ansicht, fast möchte man sagen nach seiner fixen Idee, am meisten verwundbar ist. Die Spitze der Komödie steckt in dem überspannten Satze, daß die Ehe die Menschen, anstatt sie zu erheben, in den Pfuhl der Prosa herabziehe, weil von dem Götterfeuer der Liebe, das die edeln Kräfte in der Menschenbrust zu entfesseln pflege, in der Ehe gewöhnlich nichts als Schlacke übrig bleibe. Die Personen, an denen der Dichter diesen Satz zu beweisen sucht, sind nun allerdings darnach: ein Pastor Stromann, der einst, zur Zeit seiner jungen Liebe, von Idealen überfloß und jetzt, wo seine Frau dem dreizehnten, sage und schreibe dem dreizehnten Kinde entgegensteht, sein Leben unter der Last der täglichen Sorgen hinschleppt; neben ihm eine Menge von Karikaturen, zwischen denen ein Kandidat Falk, den sich der Dichter zum Herold seiner Entdeckung ausgesucht hat, die Rolle des Hechts im Karpfenteiche spielt. Dabei widerfährt diesem Ehefeind das Mißgeschick, daß er sich selbst bis über die Ohren in die schöne Euanhild verliebt und schließlich, nachdem er sie schon zu seinem Evangelium und einigen andern Dummheiten bekehrt zu haben glaubt, als der Gefoppte abzieht, doch wie er uns zum Trost versichert, nach oben zu der Menschheit Höhen.

Das Stück erregte in Norwegen einen Sturm der Entrüstung und trug dem Dichter, der sich unterdessen selbst verheiratet hatte, manchen bösen Verdruß ein. Aber als sechs Monate später auch die „Thronprätendenten“ nicht durchschlugen, worin angesichts der damaligen politischen Lage — der Kampf um Schleswig-Holstein warf seine Schatten voraus — den Einheitsbestrebungen der drei skandinavischen Völker das Wort geredet wurde, als vollends um dieselbe Zeit das Norwegische Theater zusammenbrach und dem stellenlosen Dramaturgen wieder die Not ihr Antlitz zuehrte, da bedachte er sich nicht lange, als ihm die Bewilligung eines Reisestipendiums die Möglichkeit gewährte, der Heimat den Rücken zu kehren. Seitdem hat er fast dreißig Jahre in freiwilliger Verbannung gelebt, bald hie bald da, meist in Rom, Dresden und München, ein heimatloser Mann in des Wortes schlimmster Bedeutung.

Diese Verbannung nun ist es gewesen, die den Dichter in eine Bahn drängte, auf der er — das geben auch seine Gegner zu — einen angesehenen Platz auf dem europäischen Parnaß errungen hat, ja auf der ihm ein höheres Ziel erreichbar gewesen wäre, wenn er sich nicht, statt zur „Sonnenklarheit“ emporzustreben, ins Reich der Nebel verirrt hätte. Diese Verirrung erklärt sich aus der Thatsache, daß Ibsen, so sehr er anfangs seinen Landsleuten zürnen mochte, doch im Herzen ein Norweger geblieben ist. Später, als der Groll verraucht war, hat er das in Worten, die ihn nicht minder als die Heimat ehren, anerkannt:

Dir, meinem Volke, das in tiefer Schale  
Den heilsam bittern Stärkungstrank mir gab,

Der Kraft zum Kampf im Abendsonnenstrahle  
 Dem Dichter eingeflößt, schon nah dem Grab;  
 Dir, meinem Volk, das mit der Angst Sandale,  
 Der Sorge Bündel, der Verbannung Stab  
 Mich ausgerüstet, mit dem Ernst zum Streite,  
 Dir send ich meinen Gruß jetzt aus der Weite.

In Rom, wo Ibsen zunächst mehrere Jahre verlebte, entstanden einige dramatische Dichtungen, die in ihrer Anlage jede Rücksicht auf das Theater verschmähren und darin gleichsam die Freude offenbaren, die der dem Theaterjoch glücklich entronnene Dichter empfunden haben mag. „Brand,“ „Peer Gynt,“ „Kaiser und Galiläer“ gehören dieser Übergangsstufe an. Das zuletzt genannte Stück will an der Geschichte des Julianus Apostata beweisen, daß gerade die Verfolgung, womit dieser Kaiser das Christentum zu vernichten gedachte, dessen Wiedergeburt herbeigeführt habe, eine Variation der alten Wahrheit, daß eine neue Idee durch nichts so sehr gefördert wird, als wenn ihr Märtyrer entstehen. Die Handlung des „welthistorischen Schauspiels,“ an dem der Dichter ungefähr zehn Jahre lang gearbeitet haben soll, zieht sich durch zwei Teile von je fünf Akten mit unzähligen Szenen mühsam zum Ende; mit allen Schwächen eines Buchdramas behaftet, hat es sich keine Freunde erwerben können.

Die beiden andern Dichtungen richtete Ibsen mit besondrer Absicht an die Adresse seiner Landsleute. Peer Gynt ist der Typus des norwegischen Volkes, ja in gewissem Sinne ein Abbild des neunzehnten Jahrhunderts, insofern es sich in seiner ersten Hälfte vorwiegend der Romantik, in der zweiten dem Realismus in die Arme warf. Das wissen wir jetzt, nachdem der Dichter selbst die Rätsel, womit er sein wunderliches Phantasiestück überladen hatte, etwas aufgeklärt hat. Doch finden sich auch jetzt der dunkeln Stellen in der Dichtung noch so viele, daß Leute, denen es Vergnügen macht, Konjekturen zu ersinnen, hier ein ergiebiges Arbeitsfeld haben. Fast möchten wir glauben, daß Ibsen selbst nicht mehr imstande sei, alles, was er in die Dichtung hineingeheimnißt hat, zu erklären, denn wenn es überhaupt eine Kunst ist, das, was man denkt, zu verstecken, so hat er mit dem „Peer Gynt“ in dieser Kunst das möglichste geleistet. Deutschen Lesern aber wird schon aus diesem Grunde das Stück ungenießbar bleiben, was wir, offen gestanden, nur wenig bedauern.

An Fülle der Gedanken und Klarheit der Komposition wird „Peer Gynt“ von seinem Vorgänger, dem „Brand,“ weit übertragt. Alles oder nichts! so lautet der Kampfesruf, den der Held des Stückes, der Pastor Brand, der Halbheit seiner Umgebung entgegenschleudert.

Ein jeder weiß, ob groß ob klein,  
 Von allem etwas nur zu sein.  
 Ein wenig ernst bei heiligen Fragen,  
 Ein wenig treu der Väter Brauch,

Ein wenig lüstern nach Gelagen,  
Weil das die teuern Väter auch.

Die Wahrnehmung, daß die Staatskirche dieser Schwäche der Menge Zugeständnisse macht, reizt den jungen Pfarrer zum Widerspruch:

Der Kirche Satzungen und Lehren  
Vermag ich füglich nicht zu ehren;  
Sie sind entstanden in der Zeit,  
Und also kann es wohl geschehen,  
Daß sie auch in der Zeit vergehen.

In dieser Überzeugung zieht er durchs Land, um durch sein Wort und Beispiel aus den „Seelenstümpfen“ seiner Landsleute den „neuen Menschen voll Kraft und Mark“ zu bilden. Auf seiner Wanderung kommt er in die Heimat, an ein Fjord, dessen Anwohner gerade von einer schweren Hungersnot heimgesucht sind. Während Brand die Menge zu belehren sucht, daß Gott sie geschlagen habe, um sie zu erheben, stürzt mit herzerreißendem Geschrei eine Frau herbei und ruft nach einem Pfarrer für ihren Mann, der aus Verzweiflung sein Kind getötet und dann an sich selbst Hand gelegt hat. Trotz der warnenden Zurufe der Menge besteigt Brand den Kahn, der ihn über das sturmgepeitschte Fjord zu dem mit dem Tode ringenden Verbrecher tragen soll. Aber allein kann er den Rachen nicht steuern, und die Männer weigern sich, zu helfen. Da eilt Agnes, die Braut des Malers Einar, herbei, und das Werk gelingt. Die Gemeinde begehrt den mutigen Mann zum Pfarrer, und in der Hoffnung, das Volk aus seiner trägen Stumpfheit aufrütteln zu können, entschließt er sich, zu bleiben. Agnes verläßt ihren schwachherzigen Bräutigam und wird des Pfarrers Weib.

In einer Reihe schwerer Prüfungen hat nun Brand zu zeigen, daß er den Mut hat, seine strenge Forderung „Alles oder nichts“ in ihrem ganzen Inhalt bei sich und andern durchzusetzen. In der Gemeinde lebt seine hochbetagte Mutter. Diese hat einst, „dem allgemeinen Brauch folgend,“ Herz und Hand für Geld verkauft und ist dann, als sie sich um den gehofften Reichtum betrogen sah, dem Teufel des Geizes verfallen. Auf der Seele des Sohnes lastet eine entsetzliche Erinnerung, vor der sich noch jetzt, wo er nach vielen Jahren als Pfarrer der Mutter gegenübersteht, sein Herz zusammenkrampft.

Herbstabend wars, der Vater tot,  
Du krank; zum Sterbebette trieb  
Die Neugier mich, ich schlich mich ein,  
Wo bleich er lag im Wachslichtschein,  
Mit dem Gesangbuch auf der Brust.  
In einem Winkel stand ich schen  
Und stiert' ihn an und stiert' aufs neu.  
Da bebten Tritte durch die Luft,

Ein Weib trat ein. Und da ich bang  
 Verborg'n in der Ecke stand,  
 Sah ich ihr heimlich Thun mit Schauern.  
 Sie ging zum Bette ohne Zaudern  
 Und hob und schob des Toten Kopf  
 Und wühlte und fand 'nen Beutel schwer.  
 Doch tastend suchte sie noch mehr,  
 Und hob und schob die Last des Toten,  
 Bis sie ein Pack, mit vielen Knoten  
 Fest zugebunden, endlich fand.

Der Leser errät, wer die Hyäne war. Bald nach der Rückkehr des Sohnes erkrankt die Mutter und verlangt nach dem Sakrament. Der Sohn aber weigert sich, zu ihr zu gehen, ehe seine Forderung, daß sie sich ihres Geldes bis auf den letzten Heller entäußere, erfüllt sei. Die Alte stirbt mit den Worten: „Gott ist so hart nicht, wie mein Sohn,“ während der Pfarrer den Vorwurf unmenschlicher Strenge auf folgende Weise zurückzuweisen sucht:

Human! das ist das Feldgeschrei,  
 Damit man schwach und feige sei.  
 Dem beugt jeder Stümper sich,  
 In das hüllt jeder Krümper sich.  
 In seinem Schutz wird feig gebrochen,  
 Was man noch eben erst versprochen.  
 Den tragen Zwergejseen ist  
 Der Mensch vor allem Humanist. \*)  
 War Gott human, da Jesus Christ  
 Den Kreuzestod erlitt? O schade,  
 Daß euer Gott nicht schon regierte,  
 Der hätte wohl gerufen: Gnade!

Aber die Versuchungen, die der Geist der Halbheit, des Affords, wie er genannt wird, gegen den Pfarrer richtet, sind damit nicht zu Ende. Der Knabe, den ihm Agnes geboren hat, welkt in der ungesunden Nebelluft des düstern Fjords dahin, und nur ein Aufenthalt im Süden vermöchte vielleicht die verglimmende Lebenskraft zu erhalten. Aber Brand weigert sich die Reise anzutreten, weil er den Posten, auf den er sich gestellt hat, nicht verlassen will. So stirbt das Kind, und sein Tod zieht auch die Mutter ins Grab, nachdem sie auf ihres Mannes Geheiß, um keinem Gözen zu dienen, die teuern Andenken an den Kleinen, „Kleidchen, Schuhe und Kapüzchen,“ einem bettelnden Zigeunerweibe gegeben hat.

In dieser Übertreibung liegt der Fehler der Dichtung. Mag uns der Grundsatz „Alles oder nichts“ noch so sympathisch sein: der Mann, der in der Befolgung dieses Satzes so handelt, wie der Pfarrer Brand sein ver-

\*) Zum Glück versteht man, was gemeint ist, obwohl der Übersetzer an dieser Stelle offenbar gedacht hat: Keim dich, oder ich freß dich!

zweifelndes Weib mißhandelt, erscheint uns roh, die Lehren, die aus seinem Munde kommen, lassen uns kalt, und wir fühlen kein Mitleid mit dem herzlosen Fanatiker, wenn er schließlich an der Trägheit der Menge scheitert und, von seiner Gemeinde vertrieben, ein abenteuerliches Ende findet.

Der Annahme, daß der Dichter sich selbst zu den Anschauungen des Pfarrers Brand habe bekehren wollen, widerspricht schon der Umstand, daß er dem Sterbenden durch eine Stimme von oben zuzurufen läßt, Gott sei ein Gott der Liebe. Wozu also, möchte man fragen, die peinliche und abstoßende Übertreibung, die die Wirkung des Gedichtes so ganz in Frage stellt? Eine Antwort hierauf glauben wir in der Bedeutung zu finden, die Ibsen auch sonst der sogenannten Vererbungstheorie beilegt; sie könnte wenigstens im vorliegenden Falle für den starren Fanatismus des Pfarrers als mildernder Umstand geltend gemacht werden. So nennt Brand sein totes Kind ein Opferlamm für das schöne Thun der Vorfahren, und angesichts des eignen Todes entringt sich seinen Lippen das Geständnis: „Für die Sünde im Geschlecht wird dem Letzten jetzt sein Recht.“ Wenn der Dichter an einer andern Stelle, wo es darauf ankommt, zu entscheiden, was von des Menschen Fehlern ererbt und was selbstverschuldet sei, dem Pfarrer die Worte in den Mund legt: „Schwindeltiefe Rätselfragen, wer kann euch zu lösen wagen?“ so geben wir ihm diese Frage zurück, weil wir der Ansicht sind, daß er als Dichter jedenfalls besser gethan hätte, die Lösung jener rätseltiefen Schwindelfrage — wollte sagen: jener schwindeltiefen Rätselfrage — andern Leuten zu überlassen.

Nachdem Ibsen schon im Jahre 1869 in dem „Bund der Jugend,“ einer Komödie der Verwechslungen im alten Stil, die politischen und sozialen Verhältnisse der Gegenwart in den Kreis seiner Dichtung gezogen hatte, holte er sieben Jahre später abermals zu einem sozialen Schauspiel aus, und diesmal sollte ihm der Wurf gelingen wie nie vorher und nachher wieder. „Stützen der Gesellschaft“ hat er mit scharfer Ironie das Stück genannt, in dessen Verlauf die Grundlagen und Träger der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung als morsch und faul erwiesen werden sollten.

In einer kleinen Stadt finden wir als „Stützen der Gesellschaft und als Träger der moralischen Ordnung“ mehrere Kaufleute, die sich wegen ihrer Geschäftsführung nicht ohne Grund eines guten Namens erfreuen. Durch ihre Thätigkeit haben sie den Wohlstand der Stadt, natürlich auch ihren eignen, gehoben, und ihr Unternehmungsgeist gewährt vielen Händen, die sonst würden feiern müssen, lohnende Arbeit. Während aber die Männer, mit Schiller zu reden, wirken und streben, damit die unendliche Habe herbeiströme, haben die Frauen einen „Verein zur Hebung moralisch Verdorbener“ gegründet, in dessen Dienst sie sich mit Handarbeiten plagen und die tödtliche Langeweile durch gelegentliche Vorlesungen erhöhen oder durch eine Kritik der Abwesenden herabstimmen. Das letztere kommt bekanntlich auch außerhalb Norwegens in großen

Klein- und kleinen Großstädten vor, und vollends einem Verein zur Hebung moralisch Verdorbener darf man es wohl verzeihen, wenn er mitunter auch die Moralität der offiziell noch Unverdorbenen einer kleinen Prüfung unterzieht.

An der Spitze der „Stützen“ steht der Konsul Bernick, ein Mann, über dessen Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit unter allen, die ihn kennen — und wer kennt ihn nicht! — nur eine Stimme ist. In den fünfzehn Jahren, seit er vermählt ist, hat er das alte, seit drei Geschlechtern bestehende Geschäft zu neuer Blüte gebracht, und niemals hat sich gegen den Wert dieses Mannes auch nur der Hauch eines Zweifels geregt; allen erscheint er als das Muster eines edeln Mannes, seine Familie als die Heimstätte des sonnigsten Glücks. Trotzdem hat der Konsul eine Vergangenheit. Als er vor mehr als fünfzehn Jahren, äußerlich ein vollendeter Gentleman, von seinen Reisen ins Ausland zurückkehrte, geriet er in die Netze einer verführerischen Schauspielerin, der Frau des Direktors einer Truppe, die sich mit ihrem Theatriskarren in die entlegne Fjordstadt verirrt hatte. Eines Abends kommt der Mann zu ungewohnter Stunde nach Hause, und der galante Besuch zieht sich zur Flucht durch das Fenster gezwungen. Da nimmt der junge Tönnesen, mit dessen Schwester Bernick sich zu verloben gedachte, aus „Freundschaft“ die Schuld und den Skandal auf seinen leichten Schultern mit nach Amerika. Mit dieser Lüge ist Bernick in die Ehe getreten, aber nicht mit dieser allein. Denn als bald nach der Abreise Tönnesens die alte Firma in Schwierigkeiten geriet, duldete er die Ausbreitung des falschen Gerüchts, daß der abgereiste Freund die Firma, in deren Dienst er gestanden hatte, um eine ansehnliche Summe betrogen und damit das Weite gesucht habe. So hatte er seinen Ruf und seine Stellung gerettet, aber das Glück seiner Frau verkümmerte unter dem Gedanken, daß ihr Bruder einen Flecken auf die Ehre ihres Mannes geworfen habe.

Der Konsul steht auf der Höhe des Erfolgs. Vor Jahresfrist ist es ihm gelungen, das Projekt einer Küstenbahn, die der Stadt und vor allem seiner Reederei zum Nachteil ausgeschlagen wäre, lahm zu legen, und seitdem ist er in aller Stille am Werke gewesen, den gescheiterten Plan durch einen andern zu ersetzen, wobei seine eignen Interessen weniger gefährdet sind. Schon sind die Kaufverträge, durch die er einen großen Teil des Geländes längs der geplanten Linie in seinen Besitz gebracht hat, unterzeichnet, die Unterstützung des Unternehmens ist durch einige Geschäftsfreunde, denen allein er einen Anteil an dem sicher erwarteten Gewinn gewähren will, hinlänglich gesichert, und nur noch eins fehlt ihm, worauf er aber bis jetzt immer hat rechnen können: die Zustimmung der Bürgerschaft. In diesem Augenblick, wo natürlich der geringste Verdacht an der Lauterkeit seines Charakters verhängnisvoll werden kann, kehrt — ungelegener kann er nicht kommen — der verschollene Schwager zurück. Wenn er redet, so ist es um den guten Namen des Konsuls geschehen, und der schöne Plan fällt ins Wasser. Schon droht sich das Unheil über seinem

Haupte zu entladen, da wird ihm unerwartet noch eine kurze Frist gewährt, weil der Schwager, der sich mit amerikanischer Geschwindigkeit zu verheiraten gedenkt, zunächst wieder abreisen will, um drüben seine Farm zu verkaufen. Aber wenn er in einigen Monaten zurückkommt, wird er den wahren Schuldigen nennen, um seiner Frau einen ehrlichen Namen zu geben.

Da taucht, durch die Umstände begünstigt, in der Seele des gehetzten Konsuls ein teuflischer Plan auf. Auf seiner Reede liegt seit einiger Zeit, der Ausbesserung entgegensehend, die *Indian girl*, ein altes Schiff, das einer amerikanischen Gesellschaft gehört. Diese drängt den Konsul, die Reparatur des Schiffes so zu beschleunigen, daß es in den nächsten Tagen in See gehen könne. In einer hochdramatischen Szene verlangt der Konsul unter Androhung sofortiger Entlassung von seinem Schiffsbaumeister Auler die Erklärung, daß die *Indian girl* bis übermorgen seetüchtig sein werde. Wohl versucht der alte Meister mit der Begründung, daß Unmögliches von ihm verlangt werde, seinen Brotherrn umzustimmen: „Herr Konsul, Sie sollten einmal in dem Hause eines entlassenen Arbeiters sein an dem Abend, wo er heimkommt und seine Gerätschaften hinter die Thür stellt.“ Bernick: „Glauben Sie, ich entlasse Sie leichten Herzens? Bin ich nicht stets ein humaner, billig denkender Arbeitgeber gewesen?“ Auler: „Um so schlimmer, Herr Konsul. Eben darum werden die Meinigen daheim nicht Ihnen die Schuld geben; sie werden mir nichts sagen, denn dazu haben sie nicht das Herz, aber sie werden mich, wenn ichs nicht merke, fragend ansehen und bei sich denken: er muß es doch verdient haben. Mein bescheidenes Heim bildet auch eine kleine Gesellschaft. Und diese kleine Gesellschaft hab ich nur aufrecht erhalten können, weil meine Frau und meine Kinder an mich glaubten. Und nun soll das alles zusammenfallen?“ Aber Auler redet umsonst, denn der Konsul weiß, daß sein Schwager mit der *Indian girl* zurückzureisen beabsichtigt. Zuletzt giebt der Alte der Drohung nach und entfernt sich mit der unheimlichen Erklärung, daß das Schiff in zwei Tagen absegeln könne. Durch einen Zufall wird Tönnesen bewogen, im letzten Augenblick ein andres Schiff zu benutzen, wogegen sich der zwölfjährige Sohn des Konsuls ohne Wissen der Eltern auf die *Indian girl* begiebt, um den fremden Onkel zu begleiten. Beide Nachrichten erhält der Konsul zugleich mit der Meldung, daß das verhängnisvolle Schiff den Hafen bereits verlasse, während in der Ferne drohend die Vorboten eines Unwetters heraufziehen. In diesem furchtbaren Augenblick fällt es wie Schuppen von seinen Augen, er erkennt die Lüge, womit er alle die Zeit hindurch seine Umgebung und sich selbst getäuscht hat, in ihrer ganzen Größe und Gefahr, und als nun vollends die Gattin mit dem geretteten Sohn eintritt und zagenden Herzens mitteilt, daß Auler, der ihr den Sohn zurückgebracht habe, auf eigne Gefahr den Kapitän der *Indian girl* zur Umkehr veranlaßt habe, da vermag er sich nicht mehr zu halten: den Mitbürgern,

die herbeikommen, um ihm für seine Verdienste in der Eisenbahnangelegenheit eine Huldbigung darzubringen, erklärt er zum Entsetzen der übrigen „Stützen“ in dünnen Worten den Sachverhalt; die Ovation wird natürlich zu Wasser, aber das Stück schließt mit der Aussicht, daß dem Konsul und den Seinigen aus Wahrheit und Freiheit ein besseres Glück erblihen werde.

Ein ernster Gedanke ist hier mit vollendeter Technik zu einer durchsichtigen, spannenden und wirkungsvollen Handlung verarbeitet; die Charakterzeichnung ist meisterhaft. Nur eins möchte die Kritik anders wünschen: daß die neugierige Frage, wie dem Konsul inmitten der bisherigen Umgebung das neue Leben bekommen werde, unbeantwortet bleibt. Denn daß die beschränkte und vor allem auf äußern Anstand gegründete Gesellschaft den Handschuh, den ihr Vernick mit seiner Selbstanklage ins Gesicht wirft, gleichmütig hinnehmen werde, wird niemand glauben wollen.

Wenn man gegen das Stück geltend gemacht hat, daß doch nicht alle „Stützen“ so faul seien wie in der von Ibsen geschilderten Gesellschaft, so dürfen wir dieser Bemerkung glücklicherweise mit mehr Ehrlichkeit als der Pharisäer im Tempel beistimmen, aber mit der Frage nach der Wahrheit des Dramas hat das nichts zu thun. Selbstsucht und Gemeinsinn liegen heute allenthalben im Streite, und es läßt sich nicht leugnen, daß seit einigen Jahrzehnten der Tanz ums goldne Kalb den Charakter eines Cancan angenommen hat, in dessen Taumel manches, was unsern Vätern als edel und kostbar erschien, spurlos unterzugehen droht.

(Schluß folgt)



## Die Lehren der Kunstgeschichte und die „neue Kunst“

Von Adolf Rosenberg



eit einigen Jahren hat es Karl Woermann, dem gelehrten und scharfblickenden Kunsthistoriker und Direktor der Dresdner Gemäldegalerie, beliebt, uns — natürlich bildlich gesprochen — einen Sanustopf zu zeigen. Der eine blickt mit den alten, scharf und hell gebliebenen Augen rückwärts in die abgeschlossene Vergangenheit der Kunstentwicklung, also in das, was wir Kunstgeschichte nennen, während die Augen des andern die Nebel zu durchdringen suchen, die dem Auge des gewöhnlichen Sterblichen die Zukunft der Entwicklung der „neuen Kunst“ verhüllen. In der Praxis hat der Direktor der Dresdner Galerie